

ZWISCHEN SELBST- UND FREMDBESTIMMUNG. ANSPRÜCHE UND REALITÄTEN IN DER GESELLSCHAFT

Heiner Keupp

Vortrag bei der Fachtagung „Selbstbestimmung für psychisch Kranke“ am 20. April 2009 in der Evangelischen Akademie Tutzing

„Wer erfolgreich mit uns arbeiten will, sollte (...) an unsere Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten glauben. (...) Wer uns nichts zutraut, wird nur die in unseren Kreisen häufig anzutreffende Resignation vertiefen. (...) Entscheidend für die psychische Gesundheit ist es, ein gesundes Selbstbewusstsein zu entwickeln und zunehmend Verantwortung für sich und andere zu übernehmen.“

Joachim Brandenburg, Psychiatrie-Erfahrener

In diesem Vortrag werde ich drei Etappen zu bewältigen versuchen. Zunächst gilt es die Idee der Selbstbestimmung als eine wichtige Leistung der Aufklärung zu würdigen. Danach soll von dem Verhältnis von Selbst- und Fremdbestimmung als gesellschaftlicher Realität bis in die Gegenwart hin die Rede sein und in meiner dritten Etappe möchte ich dann die Sozialpsychiatrie in diese allgemeinen Diskurse einbeziehen.

DER MÜNDIGE, SELBSTBESTIMMTE BÜRGER BETRITT DIE BÜHNE

Der Begriff der Selbstbestimmung eröffnet ein wichtiges Assoziationsfeld: Autonomie, Mündigkeit, Aufklärung, Souveränität, Freiheit, in dem es um elementare Grundlagen einer demokratischen Zivilgesellschaft geht. Diese Begriffe werden von der Aufklärung ins Zentrum gerückt. So Immanuel Kant in seiner berühmten „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. 'Sapere

audere [wage es, zu denken]! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!' ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“ Kant klammert auch die Frage nicht aus, ob denn alle Menschen ihren Verstand auch richtig gebrauchen können. Hier erweist er sich erst einmal als Frauenfeind, aber er thematisiert auch die Anmassung von „Vormündern“, die sich ein Monopol auf die Bestimmung dessen gesichert haben, was „Mündigkeit“ denn sein könnte: „Daß der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit außer dem, daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben.“

Das Wort Selbstbestimmung taucht erstmals im Zuge der deutschen Aufklärung in Texten von Schiller und Goethe auf. Eine erste Definition von der Bestimmung des Selbst gibt Schiller in folgendem Textauszug: *„reine selbstbestimmung überhaupt ist form der praktischen vernunft. handelt also ein vernunftwesen, so musz es aus reiner vernunft handeln, wenn es reine selbstbestimmung zeigen soll. handelt ein bloszes naturwesen, so musz es aus reiner natur handeln, wenn es reine selbstbestimmung zeigen soll; denn das selbst des vernunftwesens ist vernunft, das selbst des naturwesens ist natur.“* In diese Zeit entstehen eine Reihe derartiger Neologismen, die mit dem Selbst zu tun haben, wie Selbsttätigkeit, Selbstwille, Selbstgestaltung, Selbstständigkeit, Selbstwirken oder Selbstsorge. Auch eine Vielzahl anderer Begriffe stecken hinter diesem „neuen“ Denken, das sich mit dem Selbst des Menschen beschäftigt. Fragen nach dem freien Menschen, seinem freien Willen, Mündigkeit oder Autonomie, beschreiben ein ähnliches Bedürfnis nach einer Neuinterpretation des Menschen. Dahinter steht jedoch auch die Suche nach der Wesenhaftigkeit des Menschen. Was kann dem Menschen als anthropologische Eigenschaft zugeschrieben werden und was nicht?

Das Zeitalter der Vernunft ist jetzt ausgerufen, aber zugleich kommt es auch – wie es Michel Foucault (1969) herausgearbeitet hat – zum Scheideweg. Ist Vernunft nur das, was sich einer neuen rationalen Weltordnung fügt, was zweckmäßig, wirtschaftlich und logisch begründet und verstanden werden kann? Und ist dann alles, was darin nicht aufgeht „Unvernunft“? Die Etablierung dieser Scheidelinie ist die Geburtsstunde der modernen Psychiatrie. Sie sollte die „Unvernunft“ bändigen, zähmen, behandeln und im Zweifelsfall internieren, damit sie keinen Sand ins Getriebe einer Gesellschaft streut, die sich der Vernunftordnung verschrieben hat. Auf diesen Punkt werden wir zurückkommen müssen.

Für John Stuart Mill, einem der großen Vordenker einer liberalen Gesellschaft, ist die freie Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit („innere Kultur des Individuums“) zentral. In seiner Schrift „Über die Freiheit“ schreibt er: „Der Einzelne hat das Recht der Selbstbestimmung über seinen eigenen Körper und Geist. Es ist vielleicht kaum nötig hinzuzufügen, dass dieser Grundsatz nur für Menschen mit vollentwickelter Handlungsfähigkeit gelten kann. (...) Jeder ist der geeignete Hüter seiner eigenen Gesundheit, ob körperlich, geistig oder seelisch.“

Mill propagiert das Recht auf eine ungehinderte und freie Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und (gemäß seiner utilitaristischen Ethik) auf das Streben nach dem größten möglichen individuellen (und allgemeinen) Glück. Dies sei aus mehreren Gründen sinnvoll, denn zum einen sei Individualität nicht nur „etwas innerlich Wertvolles“, sondern:

- Alle könnten möglicherweise von originellen Charakteren lernen, die neue Bräuche und einen „besseren Geschmack und Sinn im Menschenleben“ einführen,
- alles vorhandene Gute sei das Ergebnis origineller Schaffenskraft,
- erst die Entwicklung der eigenen Individualität ermögliche jedem Einzelnen, das für ihn produktivste und erfolgreichste Leben zu führen, und schließlich
- sei menschlicher Fortschritt nur im Widerstand gegen die „Tyrannei der Gewohnheit“ möglich.

Mit Theodor W. Adorno beende ich meinen kurzen philosophiehistorischen Einstieg und bin dann auch fast in der Gegenwart angekommen. In seinem Aufsatzbändchen „Erziehung zur Mündigkeit“ bezieht sich Adorno auf Kant und die schon zitierte Formulierung: „Mir scheint dieses Programm von Kant, dem man auch mit dem bösesten Willen Unklarheit nicht wird vorwerfen können, heute noch außerordentlich aktuell. Demokratie beruht auf der Willensbildung eines jeden Einzelnen, wie sie sich in der Institution der repräsentativen Wahl zusammenfaßt. Soll dabei nicht Unvernunft resultieren, so sind die Fähigkeit und der Mut jedes Einzelnen, sich seines Verstandes zu bedienen, vorausgesetzt. Hält man daran nicht fest, so wird alle Rede von Kants Größe Geschwätz, Lippendienst“ (1973, S. 133).

Mit der Entstehung einer aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft betritt das Subjekt mit seinen Ansprüchen auf Selbstbestimmung und Selbstverwirkli-

chung die Weltbühne. Aber das Subjekt betritt als widersprüchlicher Doppelgänger diese Bühne. Ich habe erst spät einen wichtigen Unterschied gelernt, den die deutsche Sprache nicht sehr gut auszudrücken vermag, den Unterschied zwischen dem „bourgeois“ und dem „citoyen“. Es geht also um die Differenz von dem Menschen, der sich am kapitalistischen Wirtschaftsgeschehen mit der An-eignung einer spezifischen Charaktermaske stromlinienförmig beteiligt und den Profit als seine Haupttriebfeder betrachtet und jenem Menschen, der den Anspruch hat, im Sinne der Aufklärung und unter Wahrung elementarer Menschenrechte sich an der Gestaltung der eigenen Lebensverhältnisse zu beteiligen. Diese selbstbewussten BürgerInnen, die sich einmischen, unbequem sein können, die Macht kontrollieren, sich für Bürgerrechte engagieren und den staatlichen Instanzen nicht als Untertan gegenüberstehen, die sich die Wahrung und Weiterentwicklung demokratischer Lebensformen zu ihrem Anliegen gemacht haben, galt es erst zu entdecken. Diese Doppelgestalt des Subjekts hat uns die Dialektik von Selbst- und Fremdbestimmung beschert, sie kommt bereits im Begriff des „Sub-jektes“ zum Ausdruck, da begegnet uns nicht nur das mündige und selbstbestimmte Individuum, sondern auch das „unterworfenen“, das sich den Zwängen der Macht, Zivilisation, des Marktes oder der Globalisierung fügt und diese Unterwerfung ideologisch absichert. Diese Dialektik ließe sich durch die Geschichte der modernen Gesellschaft durchdeklinieren. Aus Zeitgründen gehe ich gleich zur Gegenwartsanalyse über.

SPÄTMODERNE GESELLSCHAFTLICHE VERHÄLTNISSE: DAS „UNTERNEHMERISCHE“ WIRD ZUM „ERSCHÖPFTEN SELBST“

Der flexible Netzwerkkapitalismus kein strukturelles Arrangement dar, das sich lediglich auf der ökonomischen und makrogesellschaftlichen Ebene auswirkt. Einer der wichtigsten Globalisierungstheoretiker, Anthony Giddens, hat in seinem Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert“ geschrieben: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69).

Im weiteren werde ich an der Nahtstelle von den Subjekten und der Gesellschaft Erfahrungskomplexe benennen, die zeigen sollen, wie stark sich der Turbokapitalismus in unseren Lebenswelten, in Menschenbildern und in Ideologie schon verankert hat. Deshalb sehen wir schon oft gar keine Alternativen und arrangieren uns mit dem scheinbar naturhaften Ablauf der Dinge. Und genau in dieser Mischung von „innerer Kolonisierung“ und dem fatalistischen Arrangement mit der Unabwendbarkeit der gesellschaftlichen Abläufe werden wir immer wieder auch zu Komplizen des status quo und verlieren die Hoffnung, dass es auch sein könnte, dass etwas man gegen die Verhältnisse unternehmen könnte und dass Utopien motivierende Handlungsqualitäten haben können.

- Wir erleben, erleiden und erdulden eine Beschleunigung und Verdichtung in den Alltagswelten, die zu dem Grundgefühlen beitragen, getrieben zu sein, nichts auslassen zu dürfen, Immer auf dem Sprung sein zu müssen, keine Zeit zu vergeuden und Umwege als Ressourcenvergeudung zu betrachten. Verkürzte Schulzeiten, Verschulung des Studiums, um den jung-dynamischen „Arbeitskraftunternehmer“ möglichst schnell in die Berufswelt zu transportieren oder die Reduktion der Lebensphasen, in denen man als produktives Mitglied der Gesellschaft gelten kann, erhöhen permanent den Beschleunigungsdruck.
- Wir spüren die Erwartungen, ein „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007) zu werden, das sein Leben als eine Abfolge von Projekten sieht und angeht, die mit klugem Ressourceneinsatz optimal organisiert werden müssen. Auch staatliches Handeln, nicht zuletzt im Bereich der Sozialpolitik, setzt immer stärker auf das individuelle Risikomanagement anstelle von kollektiver Daseinsvorsorge. Ich bin für meine Gesundheit, für meine Fitness, für meine Passung in die Anforderungen der Wissensgesellschaft selbst zuständig – auch für mein Scheitern. Nicht selten erlebt sich das angeblich „selbstwirksame“ unternehmerische Selbst als „unternommenes Selbst“ (Freitag 2008).
- Eine Deregulierung von Rollenschemata, die einerseits als Gewinn an selbstbestimmter Lebensgestaltung verstanden wird, die aber andererseits in die Alltagswelten eine Unsicherheit hineinträgt, die nicht immer leicht akzeptiert und ertragen werden kann. Die Erfahrung der allenthalben erlebten Enttraditionalisierung ist nicht selten ein Antrieb für die Suche nach Verortung in fundamentalistischen Weltbildern.
- Die Arbeit an der eigenen Identität wird zu einem unabschließbaren Projekt und erfordert. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche

Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen.

- All die Anstrengungen allzeit fit, flexibel und mobil zu sein, sind nicht nur als Kür zu betrachten, sondern sie werden von der Angst motivational befeuert, nicht dazu zu gehören. Wir führen gegenwärtig eine höchst relevante Fachdiskussion um das Thema Exklusion und Inklusion. Vom „abgehängten Prekariat“ spricht die Friedrich-Ebert-Stiftung, von den „Ausgegrenzten der Moderne“ Zygmunt Bauman (Bauman 2005). Die Sorge, nicht mehr gesellschaftlich einbezogene, gefragt und gebraucht zu werden, bestimmt viele Menschen und sie sind deshalb oft bereit, sich an Bedingungen anzupassen, die ihnen nicht gut tun.
- Die Suche nach sicheren Bezugspunkten für einen gesichertes Fundament für ihre Alltagsbewältigung wird noch verstärkt, durch die Entwicklung hin zu einer „Sicherheitsgesellschaft“, die die defensive Variante des Ordnungstraumes der Moderne darstellt: Diese hatte und hat den Anspruch, alles Unberechenbare, Uneindeutige, Ambivalente, Fremde und Störende zu beseitigen und eine berechenbare und eindeutige Welt geschaffen. Auch wenn dieser Traum dieser Moderne nur noch selten in naiver Emphase vorgetragen wird, es gibt ihn noch und die Sicherheitsgesellschaft lebt davon. Sie will möglichst Risiken eliminieren und verstärkt dafür ihre Sicherheitssysteme. Schäubles Gesellschaftsbild kann man so einordnen.
- Die Landnahme des Kapitalismus hat längst in unseren beruflichen Welten stattgefunden. Erich Wulff (1971) hat einst in den 70er Jahren einen spannenden Aufsatz „Der Arzt und das Geld“ veröffentlicht und hat aufgezeigt, wie die Geldlogik unbemerkt, die ärztliche Fachlichkeit und Ethik unterhöhlt. Wir haben uns angewidert abgewendet und wollten für den Bereich der psychosozialen Versorgung einen anderen Weg gehen. Inzwischen hat uns die Monetarisierung, die Ökonomisie-

rung oder die „Vertriebswirtschaftlichung“ voll erreicht und Qualität scheint nur noch in Geldwert ausgedrückt zu werden.

Diese Erfahrungskomplexe haben gemeinsam, dass sie das Gefühl, „Subjekt des eigenen Handelns“ zu sein, nicht nur nicht stärken, sondern auch noch unterminieren. Und das können wir auch durch gut abgesicherte Daten belegen. Die seit 2002 jährlich durchgeführte Studie „Deutsche Zustände“ von Wilhelm Heitmeyer (2005; 2006) vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zeigt, dass in der deutschen Bevölkerung das Gefühl, dass es keine sicherheitsverbürgende Ordnung mehr gibt und man nicht wirklich weiß, was eigentlich los ist, zunimmt. Von 2002 bis 2006 sind die Werte von 53 auf 64% gestiegen. Und noch höher liegt das Niveau für das Gefühl, politisch keinen Einfluss nehmen zu können. Es hat sich von 57 auf 66% erhöht. Das Ausmaß von Gefühlen der Orientierungslosigkeit und Handlungsunsicherheit hat also in den vergangenen drei Jahren stark zugenommen. Dabei ist es nicht länger nur die Angst vor Arbeitslosigkeit, die anomische Einstellungen auslösen, sondern zunehmend auch die Angst vor einem sozialen Abstieg. Zugleich nimmt mit der subjektiven Wahrnehmung von Handlungsunsicherheit und Orientierungslosigkeit vor allem die Feindseligkeit gegenüber Gruppen „von Außen“, den Fremden, zu und bereitet damit den Nährboden für (rechts-)populistisches Potential. Wie bedrohlich dieses Potential bereits angewachsen hat neben der Studie von Wilhelm Heitmeyer und seinem Team vor allem auch die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, die uns im Oktober in Aufregung versetzen musste. Gerade das sich so satt und selbstgefällig gebende Bayern liefert in Bezug auf Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Chauvinismus deutsche Spitzenwerte und bei der Befürwortung autoritärer Lösungen liegt Bayern auch ganz weit vorne.

Das Festhalten an alten Orientierungs- und Handlungsmustern bietet vor dem Hintergrund der Ungerichtetheit gesellschaftlicher Prozesse, der weitgehenden Unbeeinflussbarkeit ökonomischer Entwicklungen und den Kontrollverlusten in der Politik allerdings keinen Ausweg. Diese Muster können allerdings kurzfristig auch als kollektive „Schiefheilung“ (Freud 1921) wirksam sein. Sie geben dem Individuum die Chance, die persönliche Verunsicherung und Angst durch einen ideologischen Schutzschild projektiv zu verarbeiten. Es ist vielleicht sogar ein fragwürdiger „Schutz“ davor, sich als „unternehmerisches Selbst“ in einer aussichtslosen Spirale der „Selbstverwirklichung“ zu erschöpfen. Damit bin ich bei

der problematischen Folgen des Marktradikalismus angeht, der sich in den Selbstdeutungen der Subjekte festgesetzt hat.

Dazu Ilona Kickbusch, die deutsche Stimme der WHO: „Immer mehr Menschen haben mit einem immer schnelleren Wandel von Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen zu kämpfen. Sie können das Gleichgewicht zwischen Belastungs- und Bewältigungspotentialen nicht mehr aufrechterhalten und werden krank. Depression ist zum Beispiel nach den Statistiken der Weltgesundheitsorganisation eine der wichtigsten Determinanten der Erwerbsunfähigkeit. (...) Schon heute sind weltweit ca. 121 Millionen Menschen von Depressionen betroffen. Denn unser Leben gewinnt zunehmend ‚an Fahrt‘, sei es zwischenmenschlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich oder im Informations- und Freizeitbereich“ (2005, S. 15).

Welche Schlüsse ziehen wir aus solchen Befunden? Aus Frankreich kam kürzlich unter dem Titel „Das erschöpfte Selbst“ von Alain Ehrenberg ein wichtiger Beitrag, der eine wichtige Brücke zwischen sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdeutung und der Zunahme diagnostizierter Depressionen schlägt. Er geht davon aus, dass Subjekte in der globalisierten Gesellschaft ein hohes Maß an Identitätsarbeit leisten müssen (Keupp et al. 2006). Die zunehmende Erosion traditioneller Lebenskonzepte, die Erfahrung des „disembedding“ (Giddens), die Notwendigkeit zu mehr Eigenverantwortung und Lebensgestaltung haben Menschen in der Gegenwartsgesellschaft viele Möglichkeiten der Selbstgestaltung verschafft. Zugleich ist aber auch das Risiko des Scheiterns gewachsen. Vor allem die oft nicht ausreichenden psychischen, sozialen und materiellen Ressourcen erhöhen diese Risikolagen. Die gegenwärtige Sozialwelt ist als „flüchtige Moderne“ charakterisiert worden (Bauman 2000), die keine stabilen Bezugspunkte für die individuelle Identitätsarbeit zu bieten hat und den Subjekten eine endlose Suche nach den richtigen Lebensformen abverlangt. Diese Suche kann zu einem „erschöpften Selbst“ führen, das an den hohen Ansprüchen an Selbstverwirklichung und Glück gescheitert ist (Ehrenberg 2004). Eine zweite aktuelle Dissertation von Elisabeth Summer (2008), einer langjährig erfahrenen Psychotherapeutin, die mit dem an Ehrenberg geschärften Blick ihren 10-jährigen KlientInnenstamm reanalysiert hat, zeigt deutlich, dass die ins Ich-Ideal verinnerlichten gesellschaftlichen Leistungs- und Selbstwirklichungs-ideologien eine destruktive Dynamik auslösen können. Es handelt sich also nicht um eine „Krankheit der Freiheit“, sondern um die Folgen einer individuellen Verinnerlichung der marktradikalen Freiheitsideologien. Selbstbestimmung hat

sich hier in „Selbstzwang“ transformiert, der mit Autonomie und Mündigkeit nichts mehr gemein hat. Die „Technologien des Selbst“ (Michel Foucault), mittels derer wir uns in der Welt positionieren, mögen sie unter der Flagge der Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung oder Selbstwirksamkeit segeln, sind immer auch von gesellschaftlichen Diskursen und Ideologie durchwirkt.

„SUBJEKT DES EIGENEN HANDELNS“ SEIN – EIN ZIVILGESELLSCHAFTLICHER LERNPROZESS DER PSYCHIATRIEREFORM

An dieser Stelle möchte ich die Sozialpsychiatrie mit ins Boot holen. Ich bin davon überzeugt, dass sie etwas aufzeigen kann von den Bedingungen für gelingende Selbstbestimmung. Aus der Geschichte der sozialpsychiatrischen Reformbewegung läßt sich durchaus der Schluss ziehen, dass es im Sinne des „Normalisierungsprinzips“ darum ging, psychiatrisierten Menschen die Teilhabe an der Gesellschaft in Form von Wohnen, Arbeiten und Konsumieren zu sichern. Ist damit schon Selbstbestimmung gesichert? In der Frage, welche Bedingungen Menschen mit schweren psychischen Problemen erfüllen müssen, damit Teilhabe in diesem Sinne möglich wird, ist erst einmal professionslastig beantwortet worden: Wir wissen, was sie brauchen und wir setzen uns dafür ein, dass es sie es auch bekommen. Diese advokatorische Position lief auf eine „Halbierung“ der Teilhaberechte der psychiatriee erfahrenen Menschen hinaus. Wir Professionellen waren uns sicher, dass wir am besten wüßten, was diese Menschen brauchen. Das ist der paradoxe Typus der Fremdbestimmung als stellvertretende Selbstbestimmung, die natürlich das „Wohl der Betroffenen“ als Leitlinie hatte. Auch darauf ist zurückzukommen.

Bis nach dem 2. Weltkrieg eine Wahrnehmung der Zustände in den deutschen psychiatrischen Institutionen zustande kam, hat bis in die 70er Jahre das letzte Jahrhundert gedauert. Eine von ihrer Aufbaumentalität geprägte Gesellschaft, die ihre Leistungen und den neu erworbenen Wohlstand stolz vorzeigte, die von einer erstaunlichen wirtschaftlichen Prosperität geprägt war, ließ es zu, dass sich der Zustand in den psychiatrischen Institutionen kaum von der Vorkriegszeit unterschied, und dass die Verbrechen an psychisch Kranken in der NS-Zeit fast vollständig verdrängt waren. Erst die Initiative einiger reformorientierter Fachleute und engagierter Politiker führte dazu, dass 1969 vom Deutschen Bundestag eine Kommission eingesetzt wurde, die einen Veränderungsprozess einleiten sollte. Und sie hat einen solchen Prozess tatsächlich in Gang setzen können.

Das Hauptziel dieses Reformprozesses war die Modernisierung der psychiatrisch-psychotherapeutischen Versorgung, die in dem Zustandsbild der 50er und 60er Jahre als Schandmal in einem ansonsten so fortgeschrittenen wohlfahrtsstaatlich geprägten Land wie der BRD in Erscheinung treten musste. Die damalige Expertenkommission hat den Modernisierungsauftrag mit jener technokratischen Gründlichkeit übernommen und ausgeführt, die dem sozialliberalen Planungshorizont der 70er Jahre entsprach. Orientiert war diese Planung an den international führenden Versorgungsmodellen. Herausgekommen ist der Plan für ein lückenloses Netz, das über alle psychosozialen Krisenherde und Problemlagen geworfen werden sollte. Psychisches Leid sollte von einem System "fürsorglicher Belagerung" eingefriedet werden. Die Enquete hat an keiner Stelle den Anspruch einer Strukturreform erhoben: Das Prinzip der "Deinstitutionalisierung" anstaltsförmiger Internierungssysteme und einer radikalen Rückverlagerung psychosozialer Hilfen in die Lebenswelt war nicht formuliert worden. Ebenso wenig gab es einen strukturellen Bruch in der Deutung psychischen Leids: Das "medizinische Modell" blieb das Leitmodell.

Als Modernisierungsprojekt kann sich die Psychiatrie-Enquete durchaus sehen lassen. Die Kliniken sind mittlerweile in einem rundherum vorzeigbaren Zustand. Eine Verkleinerung der Großkrankenhäuser wird fast überall stolz vermeldet. Auch sozialpsychiatrische Dienste gehören schon beinahe zur Grundausstattung vieler Regionen. Das Modernisierungsprogramm wäre in noch größerem Umfang realisiert worden, wenn es nicht von der ökonomischen Krise eingeholt worden wäre, die sich schon Mitte der 70er Jahre abzuzeichnen begann und uns inzwischen voll eingeholt hat. So sehr eingeholt hat, dass die erreichten Positionen erneut in ihrem Bestand bedroht sind (siehe die akute Sorge um die SPDIs).

Auch wenn es gute Gründe gibt, im Augenblick um den Bestand von Reformbastionen zu fürchten, möchte ich jetzt kein Klagegedicht anstimmen, sondern versuchen, den hinter uns liegenden Lernprozess etwas plakativ zu charakterisieren. Dann könnte man festhalten, dass sich die Psychiatrie-Reformbewegung der Bundesrepublik fast ausschließlich für eine bessere *Versorgung* von Menschen mit psychischen Problemen eingesetzt hat, nicht aber für eine *Befreiung*. Es wurde versucht, den Versorgungspol der Psychiatrie zu stärken und dadurch den Kontrollpol zurückzudrängen. Der Doppelcharakter von Hilfe und Kontrolle, der für die Psychiatrie von Beginn an konstitutiv ist, konnte dadurch nicht

außer Kraft gesetzt werden. Umso weniger Ressourcen für eine angemessene Versorgung verfügbar sind, desto deutlicher zeichnet sich wieder die hässliche Fratze der Kontrolle ab. Das zwingt zu der schmerzlichen Einsicht, dass "fürsorgliche Belagerung" im Sinne umfassender therapeutischer Normalisierungsprogramme die Kontrolldimension nicht auflösen konnte. Gegenwärtig tritt die fürsorgliche Komponente immer mehr in den Hintergrund und es bleibt die Belagerung jener Menschen, die in den herrschenden Normalitätshorizont nicht hineinpassen oder sich diesem entziehen.

Persönlichkeits- und Bürgerrechte der psychiatrisch Internierten waren zunächst überhaupt kein Thema. Auch in der Reformszene zeigte sich, dass es in der BRD kaum eine Bürgerrechtstradition gibt. Inzwischen hat allerdings das neue Betreuungsrecht eine verbesserte gesetzliche Form der Absicherung eines besondern Persönlichkeitsschutzes für psychiatrische Patienten geschaffen.

Angesichts einer spürbaren Lähmung in der professionellen Reformszene sind es gegenwärtig vor allem einige Gruppen von Psychiatriebetroffenen, von denen Veränderungsimpulse ausgehen und diese sind für Professionelle oft alles andere als bequem. Es werden einerseits elementare Menschenrechte eingeklagt (z.B. das Recht auf Ablehnung jeder Form von Zwangsbehandlung) und andererseits die materiellen Voraussetzungen für selbstbestimmte und -organisierte Lebensformen gefordert, die nicht unter professioneller Anleitung oder Aufsicht stehen sollen. Diese Forderungen geraten oft in Widerspruch zu dem, was von professionellen Helfern für notwendig gehalten wird (im "wohlverstandenen Interesse" der Patienten, wie wir dann zu sagen pflegen). Diese Widersprüche werden sich nie völlig auflösen lassen. Für professionelle Helfer wäre es eine wichtige Einsicht, dass durch die Stärkung von Selbstorganisation oder "Empowerment" und durch das Einklagen von Menschenrechten der zunehmenden staatlichen und administrativen Kontrollmacht wirksame Elemente von Gegenkontrolle erwachsen können. Progressive Professionelle werden sich für neue Bündnisse öffnen und sich von ihrem professionellen Mythos trennen müssen, dass sie stellvertretend für die Betroffenen und ihre Angehörigen "zu ihrem Besten" handeln könnten.

FÖRDERUNG VON RESSOURCEN: DIE EMPOWERMENT-PERSPEKTIVE

Für mich ist die Empowerment-Perspektive engstens mit einer traumatischen politischen Erfahrung verbunden. An einem Wochenende Ende 1984 hatte die Bundesarbeitsgemeinschaft der Grünen zu einer psychiatriepolitischen Tagung nach Berlin geladen. Endlich sollten Eckpunkte für ein psychiatriepolitisches Programm der entstehenden neuen Partei formuliert werden. Die Psychiatriereformer der Bundesrepublik kamen voller Hoffnung zu dieser Tagung, endlich eindeutige und radikale Reformpositionen im politischen Raum vernehmbar artikulieren zu können und sie erlebten doch ein spezifisches Waterloo. Ich hatte mir eine Reihe von Punkten überlegt, die ich in das geplante Programm einbringen wollte. Letztlich bin ich stumm geblieben. Warum? Zu dieser Tagung waren auch Betroffenen-Initiativen geladen worden. Und den Tagungsort nutzte vor allem die Berliner Irrenoffensive. Allein ihre Existenz war ja schon ein Grund zur Revision von Positionen, die damals auch in der Reformszene geteilt wurden.

Nun begegneten wir da einer handlungsmächtigen Gruppe von psychiatriee erfahrenen Menschen. Dieser Überraschung folgte die Traumatisierung. Diese Gruppe sah nicht die "böse Gesellschaft" oder die "böse Psychiatrie" als ihre Hauptgegner an, sondern Leute wie uns, die für sich einfach ungeprüft von der Unterstellung ausgingen, dass sie die legitimen Interessenvertreter der psychisch Kranken seien. Sie konfrontierten uns mit dem Vorwurf, dass sie die fürsorgliche Form der Entmündigung, die sie vor allem von sozialpsychiatrisch orientierten Professionellen erfahren würden, als besonders raffinierte Repression erleben würden. Warum würden wir sie, als die eigentlichen ExpertInnen, nicht fragen, was für sie gut und richtig ist. Sie forderten das Recht auf Selbstorganisation und sie forderten vor allem auch die sozialpolitischen Ressourcen dafür. Ihre Frage, warum wir die finanziellen Ressourcen für die Psychiatriereform immer nur dazu nutzen wollten, um unsere eigene Etablierung auszubauen, traf mich völlig unvorbereitet. Jedenfalls war ein wunder Punkt getroffen und er hat eine tiefe Krise in meinem Selbstverständnis ausgelöst. Sie hat auf jeden Fall einen Lernprozeß angestoßen, der zumindest die Denkmöglichkeit eröffnet hat, dass wir Professionelle eigene Interessen haben, die nicht umstandslos mit denen der Betroffenen gleichzusetzen sind. Hier muss eine notwendige Differenzierung erfolgen und erst dann entsteht die Chance, unsere professionelle Kompetenz zur Unterstützung und Ermutigung zur Selbstorganisation der Betroffenen einzusetzen, statt an ihrer Stelle zu handeln.

Mir ist klar geworden, dass wir Professionellen uns unsere therapeutischen, diagnostischen und versorgungstechnischen babylonischen Türme gebaut haben, die die unmittelbare Begegnung mit den oft befremdlichen inneren Erfahrungen und Lebenswünschen, die sich in psychischen Störungen äußern, verhindern. Der begonnene Dialog hat hier eine ganz neue Perspektive eröffnet. Psychiatrieerfahrene und Angehörige beginnen ihre Erfahrungen zu formulieren und wir Professionelle beginnen, darauf zu hören. Dieses Zuhörenlernen und die dia- und dialogischen Prozesse zu fördern, ist der zentrale Sinn der "Empowerment"-Perspektive.

Der Begriff "Empowerment" wird von einem gewissen Etwas, einem Flair umgeben. Das vermittelt vor allem die "Power"-Komponente im Begriff. Wir kennen sie in Verbindung mit "black power" oder "women power" oder neuerdings "power book". Diese emanzipative Bedeutung steckt natürlich in diesem Begriff. Aber auf ihre Reißerqualitäten will ich zunächst einmal überhaupt nicht setzen. Zumal der Begriff ja nicht nur von der "Power"-Komponente lebt, sondern auch von der Vorsilbe "Em-", die den Sinn von Geben, Abgeben, Weggeben transportiert. Und das ist gerade der zentrale neue Aspekt: Nicht für sich Macht fordern oder erobern, sondern sie weitergeben, sie bei anderen wecken, ihnen dabei helfen, sie zu entdecken. Also "Empowerment" meint nicht einfach Veränderung der Machtverhältnisse, obwohl es auch darum geht, sondern um die Gewinnung oder Wiedergewinnung von Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen. Und dies ist nicht nur eine Perspektive für Menschen mit privilegierten gesellschaftlichen Positionen, sondern für alle. Julian Rappaport, der wichtigste Repräsentant der Empowerment-Perspektive, betont, „dass selbst Menschen mit wenigen Fähigkeiten oder in extremen Krisensituationen, genauso wie jeder von uns, eher mehr als weniger Kontrolle über ihr eigenes Leben brauchen“ (1985, S. 269).

EMPOWERMENT: STÄRKUNG DER SALUTOGENER RESSOURCEN

In Empowermentprozessen sollen Stärken von Menschen entdeckt und entwickelt werden; Es sollen Möglichkeiten gefördert werden, Kontrolle über das eigene Leben zu gewinnen.

Grundlagen von Empowerment:

- **Von einer Defizit- oder Krankheits- zu einer Ressourcen- und Kompetenzperspektive**
- **Statt ExpertInnen-Lösungen geht es um Selbstorganisation**

- Überwindung von "Demoralisierung" und Ermöglichung von Selbstwirksamkeit
 - Ressourcenvermehrung durch gemeinschaftliches Handeln (Netzwerkförderung)
- Empowerment kann auf der
- *Individuellen Ebene* (Überwindung von Resignation, Demoralisierung und Machtlosigkeit)
 - *gruppenebene* (z.B. Selbsthilfeinitiativen)
 - *strukturellen Ebene* (politische Veränderungen) wirken.

Die Empowerment-Perspektive bündelt wichtige Lernprozesse des letzten Jahrzehnts. Sie knüpft ein Netz von Ideen zu einer neuen Orientierung psychosozialen Handelns. Es sind vor allem die folgenden Lernprozesse:

(1) Von der Defizit- oder Krankheitsperspektive zur Ressourcen- oder Kompetenzperspektive. Das Wissen um die Stärken der Menschen und der Glaube an ihre Fähigkeiten, in eigener Regie eine lebenswerte Lebenswelt und einen gelingenden Alltag herzustellen, führt mit Notwendigkeit zu einer anderen beruflichen Perspektive als im Falle eines professionellen Szenarios der Hilfebedürftigkeit.

(2) Nur jene Art von professionellem Angebot kann letztlich wirksam werden, das in das System des Selbst- und Weltverständnisses der KlientInnen integrierbar ist und das persönlich glaubwürdig und überzeugend vermittelt wird. Solche Einsichten führen mit Notwendigkeit zur Überwindung einer einseitigen Betonung professioneller Lösungskompetenzen und von der Orientierung an der Allmacht der Experten zu einer partnerschaftlichen Kooperation von Betroffenen und Fachleuten. Von Dauer können nur Veränderungen sein, die den Grundsatz "Hilfe zur Selbsthilfe" realisieren.

(3) Jede professionelle Aktivität, der es nicht gelingt, zur Überwindung des Erfahrungskomplexes der "gelernten Hilflosigkeit" oder "Demoralisierung" beizutragen, wird wirkungslos bleiben. Die Wirksamkeit professioneller Hilfe wird davon abhängen, ob das Gefühl gefördert werden kann, mehr Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen zu erlangen.

(4) Soziale Unterstützung im eigenen sozialen Beziehungsgefüge ist von großer Bedeutung bei der Bewältigung von Krisen, Krankheiten und Behinderungen sowie bei der Formulierung und Realisierung selbstbestimmter Lebensentwürfe.

Gerade die Kräfte, die durch die Vernetzung von gleich Betroffenen entstehen können, sind von besonderer Qualität.

(5) Psychosoziale Praxis lässt sich nicht in Kategorien von Widerspruchsfreiheit oder im Funktionskreis instrumentellen Denkens adäquat erfassen. Anstelle eines Diskurses, der von der Unterstellung eines hehren Allgemeinwohl ausgeht, ist es notwendig, Widersprüche, Interessenunterschiede und unterschiedliche Bedürfnisse zum Thema zu machen. Hierzu gehören auch Themen wie die Janusköpfigkeit von Hilfe und Kontrolle in allen Formen psychosozialen Handelns; die Analyse unerwünschter Nebenfolgen "fürsorglicher Belagerung" und ihrer institutionellen Eigenlogiken und schließlich auch die Anerkennung unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Interessen von KlientInnen und Professionellen.

(6) Die wichtigste Erkenntnis, die auf solchen Pfaden divergenten Denkens zu gewinnen ist, ist die Einsicht in die Dialektik von Rechten und Bedürftigkeiten. Die klassische wohlfahrtstaatliche Philosophie war ausschließlich von einer Definition von Bedürftigkeiten und auf sie bezogener sozialstaatlicher Hilfe- oder Präventionsprogramme bestimmt. Die meisten Therapie- und Präventionsprogramme gehen - in aller Regel mit guten und nachvollziehbaren Gründen - von einer Annahme spezifischer Defizite und Bedürftigkeiten aus, die im wohlverstandenen Interesse der Betroffenen verhindert, kompensiert oder verändert werden sollen. Erst in den 70er Jahren wurde - nicht zuletzt in Folge heftiger Konflikte zwischen wohlwollenden HelferInnen und zunehmend eigene Ansprüche formulierender KlientInnen - die Ebene der Rechte als unabhängiger Begründungsinstanz für Handeln oder dessen Unterlassung "entdeckt". Es war sicher kein Zufall, dass diese Entdeckung in die Zeit der sich abzeichnenden Krise des Wohlfahrtsstaates fiel. In Zeiten wachsender Sozialbudgets ist eher die Vorstellung gewachsen, dass bei uns Professionellen die Angelegenheiten der Betroffenen in guten Händen seien. Die Segnungen immer neuer Spezialprogramme und -einrichtungen ließen sich beweiskräftig so verstehen. Die von uns so bereitgestellte "fürsorgliche Belagerung" hatte eine Qualität der tendenziellen Rund-um-Versorgung, bei der der Gedanke der Einschränkung von KlientInnen-Rechten und der Kontrolle von Lebenssouveränität weniger Nahrung erhielt. Die Krise des Sozialstaats hat auch für viele Betroffene sichtbar gemacht, dass ihre Rechte keineswegs in Wohlfahrtsleistungen gesichert sind und mit deren Abbau auch gefährdet sind und eigenständig vertreten und abgesichert werden müssen. Rappaport bringt die beiden Sichtweisen auf die Formel

von "Kinder in Not" oder "Bürger mit Rechten". Es handelt sich nicht um Entweder-oder-Perspektiven, sie müssen in dem Spannungsverhältnis, in dem sie zueinander stehen, erhalten bleiben. Rappaport betont, dass wir keinesfalls die „Bedürfnisse nach Hilfe vernachlässigen, wenn wir für mehr Selbstbestimmung votieren" (1985, S. 269). Gerade an der Reaganschen Kahlschlagpolitik im Sozialbereich kann das aufgezeigt werden. Sie hat sich gerne mit Schlagworten wie Bürgerrechte oder "Freiheit" vom Staat drapiert und gleichzeitig wohlfahrtsstaatliche Leistungen abgebaut. Dazu bemerkt Rappaport treffend: "Rechte ohne Ressourcen zu besitzen, ist ein grausamer Scherz" (S. 268).

Die Dominanz der ExpertInnen ist im Bereich von Psychiatrie und Sozialpsychiatrie sicher noch nicht auf breiter Basis überwunden, aber wir Professionellen haben die Beispiele für die Fähigkeit zur Selbstartikulationen und zur Selbstorganisation der Betroffenen anzuerkennen. Es sollte zum vornehmsten Ziel unserer professionellen Aktivitäten werden, diese Fähigkeit zu ermutigen und zu unterstützen. Das ist das zentrale Anliegen der "Empowerment"-Perspektive, die nicht in Konkurrenz zu spezifischen psychotherapeutischen Angeboten steht, aber ihnen eine grundierende Wertprämisse abgeben könnte.

Gerade für die psychosozialen Professionellen, die sich als Teil der Reformbewegung des psychosozialen Feldes verstehen, ist dies der wichtigste Lernprozess der letzten Jahren. Wir haben kein Recht für die Betroffenen unserer Handlungen zu definieren, was für sie gut und qualitativ ist. Dieses Handeln im „wohlverstandenen Interesse“, auch das rein „anwaltschaftliche Handeln“ birgt die Gefahr der Bevormundung, der „fürsorglichen Belagerung“. Notwendig ist vielmehr eine Perspektive, die Lebenssouveränität und den „aufrechten Gang“ fördern, also eine Empowerment-Perspektive und die ist ohne weitestgehende Einbeziehung der Betroffenen nicht vorstellbar.

VERWIRKLICHUNGSCHANCEN UND WIDERSTANDSRESSOURCEN: EIN POLITISCHES PROJEKT

Aaron Antonovsky, der das Salutogenesemodell entwickelt hat, hatte als Soziologe durchaus eine fachliche Offenheit für sozialstrukturelle und politische Prozesse. Sie werden in seinem Modell auch ausdrücklich als wichtige Bedingung für Widerstandsressourcen genannt, wenn er dazu letztlich nicht sehr viel sagt. Hier müssen wir aber anknüpfen, wenn wir Salutogenese und Empower-

ment zusammendenken wollen. Hier geht es um den unauflösbaren Zusammenhang von individuellem Handeln und den „ermöglichenden Strukturen“ (Berger & Neuhaus 1977 in ihrer Broschüre „To empower people“), die gesellschaftlich geschaffen werden müssen. Widerstandsressourcen sind also nicht nur die Energien und Möglichkeiten, die eine Person mobilisieren kann, sondern hier geht es um Gestaltungskräfte eines Gemeinwesens. Der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Amartya Sen hat es kürzlich in einem Buch zur Überwindung von Armut und Ungerechtigkeit so ausgedrückt: „Letztlich ist das individuelle Handeln entscheidend, wenn wir die Mängel beheben wollen. Andererseits ist die Handlungsfreiheit, die wir als Individuen haben, zwangsläufig bestimmt und beschränkt durch die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten, über die wir verfügen. Individuelles Handeln und soziale Einrichtungen sind zwei Seiten einer Medaille. Es ist sehr wichtig, gleichzeitig die zentrale Bedeutung der individuellen Freiheit *und* die Macht gesellschaftlicher Einflüsse aus Ausmaß und Reichweite der individuellen Freiheit zu erkennen“ (2000, S. 9f.).

Amartya Sen hat das Konzept der „Verwirklichungschancen“ eingeführt und damit einerseits angeknüpft an der Idee der Freiheit und den gesellschaftlichen Bedingungen, die zur Realisierung von eigenen Lebensvorstellungen erforderlich sind. Unter Verwirklichungschancen versteht er die Möglichkeit von Menschen, „bestimmte Dinge zu tun und über die Freiheit zu verfügen, ein von ihnen mit Gründen für erstrebenswert gehaltenes Leben zu führen“ (S. 108) oder an anderer Stelle bestimmt er sie als „Ausdrucksformen der Freiheit: nämlich der substantiellen Freiheit, alternative Kombinationen von Funktionen zu verwirklichen (oder, weniger formell ausgedrückt, der Freiheit, unterschiedliche Lebensstile zu realisieren)“ (S. 95).

Wohlergehen hängt aus seiner Sicht in entscheidender Weise, wenn auch nicht allein vom Einkommen und dem Zugang zu materiellen Gütern ab. Das verfügbare Realeinkommen erweist sich in mehrfacher Hinsicht verantwortlich für das Wohlergehen:

- 1) *Persönliche Eigenheiten*: Unterschiedliche „physische Eigenschaften, die mit Behinderung, Krankheit, Alter oder Geschlecht verbunden sind“, können unterschiedliche materielle Bedürfnisse bedingen.
- 2) *Unterschiede in den Umweltbedingungen*: Klimatische oder auch ökologische Belastungen „können sich darauf auswirken, was jemand mit einem bestimmten Einkommensniveau anfangen kann“.

- 3) *Unterschiede im sozialen Klima*: „Die Möglichkeit, persönliches Einkommen und persönliche Ressourcen in Lebensqualität umzusetzen“ (S. 90), hängt vom sozialen Kapital ab, also von Netzwerken, in denen Vertrauen entsteht.
- 4) *Unterschiede in den relativen Aussichten*: Gemeinschaften variieren in bezug auf die Standards, die jemand erfüllen muss, um dazugehören zu können, um „sich ohne Scham in der Öffentlichkeit zu zeigen“, wie es Adam Smith schon zu Beginn der Neuzeit formuliert hatte.
- 5) *Verteilung innerhalb der Familie*: „Verteilungsregeln innerhalb der Familie (etwa solche, die sich auf das Geschlecht, das Alter oder die für notwendig erachteten Bedürfnisse beziehen) können zu erheblichen Unterschieden bezüglich der Errungenschaften und der Lage der einzelnen Mitglieder führen“ (S. 91).

Auf die Berücksichtigung der Chancenperspektive drängen auch die relativen Armutskonzepte. Der dort definierte Abstand vom gesellschaftlichen Mittelwert kann sich als relative Unterversorgung mit Ressourcen, als unterdurchschnittlicher Lebensstandard sowie als mehr oder minder gravierender Ausschluss vom gesellschaftlichen Leben (Exklusion) äußern. „Exklusion“ bezeichnet auch innerhalb der EU die aktuellsten Wohlfahrtsprobleme und die moderne Form von Ungleichheit.

Einkommensarmut, benachteiligte Lebenslagen und Ausgrenzung stellen verschiedene, einander ergänzende Diagnosekonzepte dar, die kombiniert und auf die Integration der Handlungsmöglichkeiten und Chancenangebote des aktivierenden Sozialstaats hin geöffnet werden müssen. Daher spiegelt am ehesten ein weites Armut- und Reichtumskonzept die Bandbreite der bestehenden Werturteile und Vorstellungen in angemessener Weise wider. Es erscheint auch besser geeignet, um Hinweise auf die Wirksamkeit unterschiedlicher politischer Maßnahmen und auf notwendige gesellschaftliche Reformen zu geben.

Ausgehend von relevanten Lebenslagen stützt sich diese breite Konzeption im Bericht auf Amartya Sens Konzept der Verwirklichungschancen. Armut ist dann gleichbedeutend mit einem Mangel an Verwirklichungschancen, Reichtum mit einem sehr hohen Maß an Verwirklichungschancen, deren Grenzen nur punktuell oder gar nicht erreicht werden. Mit diesem Ansatz kann an die im europäischen Kontext geführten Exklusionsdebatten angeknüpft werden. Da das Konzept der Verwirklichungschancen auch zahlreiche Übereinstimmungen mit dem Lebenslagenansatz aufweist, der bislang der Armut- und Reich-

tumsberichterstattung zugrunde lag, lassen sich beide konzeptionelle Ansätze sehr weitgehend miteinander vereinbaren.

Teilhabe lässt sich an den Chancen und Handlungsspielräumen messen, eine individuell gewünschte und gesellschaftlich übliche Lebensweise zu realisieren. Die gesellschaftlich bedingten Chancen sind maßgeblich dafür, in welchem Umfang eigene Ziele mit den individuellen Potenzialen erreicht werden können. Der Staat kann Chancen eröffnen. Darunter fallen z.B. politische Beteiligung und Mitbestimmung, Arbeitsmarktzugang, Zugang zu Bildung und Gesundheitswesen, Wohnen, Infrastruktur für Kinderbetreuung, soziale Sicherheit. Aber jede und jeder Einzelne entscheidet darüber, ob sie oder er die Chancen nutzt.

Also zu einer optimistischen Erwartung, dass es zu einem Umdenken in Richtung Menschenbilder, soziale Gerechtigkeit oder gesellschaftliche Teilhabe kommen würde, gibt es wenig Anlass. Vielleicht ist es gerade deshalb jetzt so wichtig, die Themen, für die sich in den letzten Jahren in den Reformszenen das Bewusstsein geschärft hat, offensiv aufzunehmen und weiterzudenken. Es geht weiterhin um Partizipation, Empowerment, salutogenetische Widerstandsressourcen, Recovery und Capability. Diese Themen müssen auf unserer Tagesordnung bleiben und unter einer konsequenten Gerechtigkeitsperspektive verfolgt werden.

LITERATUR

- Adorno, T.W. (1973). „Erziehung zur Mündigkeit“. Vorträge und Gespräche mit H. Becker 1959 – 1969. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Antonovsky A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass.
- Basaglia, Franco & Basaglia Ongaro, Franca (Hg.): Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1980.
- Bauman, Z. (2004). Wasted lives. Modernity and its outcasts. Cambridge: Polity Press.
- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Berger, P. (1981). Einladung zur Soziologie. München: List.
- Berger, P.L. & Neuhaus, R.J. (1977). To empower people. The role of mediating structures in Public Policy. Washington, D.C.: American Enterprise Institute for Public Policy Research.
- Blume, J. (2005). „Heute bin ich wieder drin“. Rückblick auf eine „Rehakarriere“. In: Soziale Psychiatrie, 29, Heft 2, April, S. 24 – 27.
- Böhm, I., Faltermaier, T., Flick, U. & Krause Jacob, M. (Eds.) (1992). Gemeindepöpsychologisches Handeln: ein Werkstattbuch. Freiburg: Lambertus.

- Brandenburg, J. (2005). Was braucht der (Arbeits-)Mensch? Anmerkungen aus der Sicht eines Psychiatrie-Erfahrenen. In: Soziale Psychiatrie, 29, Heft 2, April, S. 14 – 15.
- Forster, R. (1997a). Psychiatriereform zwischen Medikalisierung und Gemeindeorientierung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Forster, R. (1997b). Psychiatrische Macht und rechtliche Kontrolle. Wien: Döcker Verlag.
- Foucault, M. (1969). Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gelatt, H.B. (1989). Positive uncertainty: A new decision-making framework. *Journal of Counseling Psychology*, 36, S. 252 – 256.
- Gergen, K. (1991). The saturated self. Dilemmas of identity in contemporary life. New York: Basic Books.
- Giddens, A. (1991). Modernity and self-identity. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, A. (1997). Jenseits von rechts und links. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giddens, A. (2001). Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kant, I. (1784). „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ *Berlinische Monatsschrift*, 1784, 2, S. 481–494.
- Keupp, H. (1987). Psychosoziales Handeln im gesellschaftlichen Umbruch. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Keupp, H. (1988). Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, H. (1990). Gemeindepsychologie. In O. Speck & K.-R. Martin (Hg.), *Handbuch der Sonderpädagogik*, Band 10: Sonderpädagogik und Sozialarbeit. Berlin: Edition Marhold, S. 107 – 122.
- Keupp, H. (1994). Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. München: Quintessenz.
- Keupp, H. (1997). Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: dgvt.
- Kraus, W. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Band 8 der Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie (hg. H. Keupp). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Krisor, M. & Pfannkuch, H. (1997). Die Mitgestaltung der Institutionen durch ihre NutzerInnen. *Sozialpsychiatrische Informationen*, 27, Heft 4.
- Petzold, H.G. & Orth, I. (Hg.) (2005). Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie. Band I: Sinn und Sinnerfahrung – interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld/Locarno: edition sirius.
- Rappaport, J. (1981). In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. *American Journal of Community Psychology*, 9, S. 337 – 356; deutsch: Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 17, 1985, S. 257 – 278.
- Rauschenbach, B. (1994). Die Wiederkehr des Behemoth. Postmoderne zwischen Spiel und Bürgerkrieg. *Journal für Psychologie*, 2, 1994.
- Rose, A.M. (1962). A social psychological theory of neurosis. In ders. (Ed.), *Human behavior and social processes*. Boston: Houghton Mifflin, S. 537 – 549.
- Sen, A. (2000). Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser.
- Stark, W. (Ed.) (1989). Lebensweltbezogene Prävention und Gesundheitsförderung. Konzepte und Strategien für die psychosoziale Praxis. Freiburg: Lambertus.
- Stone, H. & Stone, S. (1994). Du bist viele. Das 100fache Selbst und seine Entdeckung durch die Voice-Dialogue-Methode. München: Heyne.
- Thoits, P. (1986). Multiple identities and psychological wellbeing. *American Sociological Review*, 51, S. 259 – 272.

- Thoits, P.A. (1995). Identity-relevant events and psychological symptoms: A cautionary tale. *Journal of Health and Social Behavior*, 36, 72 - 82.
- Toulmin, S. (1991). *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Voelzke, W. (1997). Psychotherapeutische Behandlung in der psychiatrischen Versorgung aus der Sicht Psychiatrie-Erfahrener. Vortrag bei der 10. Jahrestagung der Klinischen Psychologen/-innen des Landschaftsverbandes Rheinland am 30.10.1997.
- Welsch, W. (1990). Identität im Übergang. In ders., *Ästhetisches Denken*. Stuttgart: Reclam, S. 168 - 200.